

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 26 (2019)
Heft: 295

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

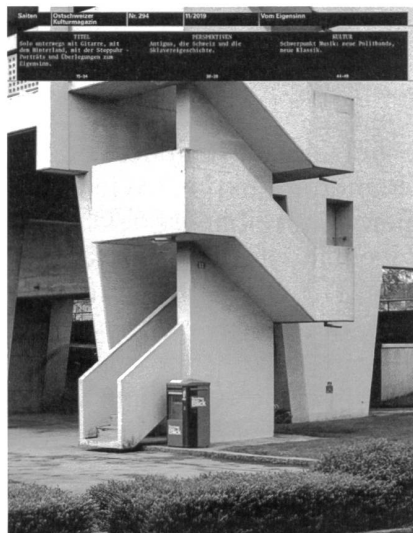
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nr. 294, November 2019

Zum Beitrag «Aber gell,
find emol ä Bänd»
Wie sympathisch!
Eveline Ketterer auf Facebook

Zum Beitrag «Vom Eigen-Brot
wird die Welt nicht satt»
«SUPER TITEL!» und so wahr!
Anne Khan auf Facebook

Ein Lichtblick in nebliger Zeit
SAITEN.
Peter Honegger auf Facebook

Danke, danke, danke liebes
Saitenmagazin. Das «Eigenbröt-
lertum» - ein höchstes
Eisenbahn-Thema. Füllig-pikanter
Kraftstoff. Gratuliere! Äääähm...
hab ich es schon gesagt? Danke!
Katja Eggli auf Facebook

Viel geklickt

Auf saiten.ch spielt die tagesaktuelle Musik. Manchmal vielleicht etwas laut, aber immer noch mit geringeren CO₂-Emissionen als im Print. Fleissig mitgetanzt haben die Mäuse etwa zum Surberischen Kulturkonzept-Medley aus der städtischen Parlamentssitzung vom 19. November. Die schrägsten Töne kamen dabei von der CVP: Sollte der Stadtrat zu freigebig mit den Kulturschaffenden sein, werde sie «auch Kleinstbeträge hinterfragen» und einen «Kulturplafond» ins Spiel bringen. Mehr Geld für das Figurentheater? Nicht mit der CVP. Und überhaupt: Kulturprojekte, die sich nicht selber finanzierten, müsse man «einstellen» statt «künstlich aufrechterhalten». Dreimal dürft ihr raten, welche Partei ins selbe Horn blies. Die ganze Kakophonie ist online unter dem Titel *Mit der CVP in die Kultursackgasse* und hier im Heft auf Seite 13 zu finden.

Am See tanzt man dafür bald den Autobahn-Limbo, so wollten es die Stimmberechtigten. Der geplante Zubringer samt unterirdischer Kantonsstrasse bis ins Stadtzentrum von Rorschach sei, glaubt man den Befürwortern, die geniale Lösung aller Probleme auf einen Schlag, schrieb Niklaus Reichle vor der Abstimmung im Beitrag *Das geteilte Rorschach*. Eine unterirdische Führung des Verkehrs von der Autobahn in die Stadt und umgekehrt diene jedoch nicht primär der Verbindung einzelner Stadtteile, sondern vor allem dazu, den Verkehrsfluss, der sich aus diesen hin zur Autobahn ergibt, neu zu lenken. «Zur Folge hat dies, dass die beklagte Teilung nicht etwa aufgehoben, sondern womöglich gar weiter zementiert wird.» Tja. Wenigstens ist man es sich in Goldach/Rorschach schon gewohnt, unten durch zu gehen.

Weiter vom See auf den Berg, den mit den Rosen. Dort stimmte kürzlich einer den reaktionären Schlager namens «Das wird man wohl noch sagen dürfen» an und pries die Positionen der als rechtsextrem eingestuften Identitären Bewegung in der Studi-Zeitschrift «Prisma» als Beitrag zur gelebten Meinungsfreiheit an. Unter dem Titel *Achtung, «Nazi-Käule»!* klärten wir auf über diese rechten Boys – und kamen zum Schluss, dass der stilblütige Chansonnier entweder ein Interesse daran hat, rechtsextreme Hetze auf dem Rosenberg salonfähig zu machen oder aber keine Ahnung hat, mit wem er da gerade die Neonationale grölt. Oder anders: Wes Dreck ich fress, des Lied ich sing.

Sie ärgern sich? Sie freuen sich? Kommentieren Sie unser Magazin und unsere Texte auf saiten.ch oder schreiben Sie uns einen Leserbrief an redaktion@saiten.ch.

Mean & desperate



Taylor Swift sang mal «Why you gotta be so mean?», und ich frage mich auch manchmal, warum Leute so gemein sind. Vielleicht habe ich einen Antwortvorschlag. Aufgrund eines Erlebnisses, das ich kürzlich an einer queeren Party hatte.

Ich tanzte heiter zum Gesamtwerk von Todrick Hall, und herein trat eine schöne Frau, die ich kaum kannte. Vor einigen Monaten hatte sie mir mal Fragen zur Ehe für alle gestellt. Nun kam sie zu mir, lächelte und sagte: «Ah, die Politikerin.

Du hast eine andere Haarfarbe!» - «Korrekt», sagte ich etwas knapp. Egal, zu welchem Zeitpunkt man mir sagt, ich hätte eine andere Haarfarbe, man hat damit eigentlich immer recht.

Sie lächelte. Noch immer. Das irritierte mich; ich hatte noch kaum was gesagt. «Rotes Shirt, hm», meinte sie, mich musternd. (Ich trug ein rotes Shirt. Bauchfrei. Ich sah fantastisch aus.) «Wie war das schon wieder mit roter Kleidung? Heisst das, dass man vergeben ist oder nicht?»

Mein Verstand brauchte zweieinhalb Sekunden, um zu verstehen, wonach sie fragte. Bitte was? Oooh shiit. Machte sie mich gerade an?! Ich ging in den Notfall-Modus. Pretty girl alert! Sie? Mich?! Aaaaaahhhh. «Äh», sagte ich. Sie war wirklich sehr schön. RIP Anna Rosenwasser.

Mein Hirn schnappte kurz Luft. «Du trägst ja rote Linsen», entgegnete ich, (es war Halloween), «heisst denn das auch was?» Sie sah mir in die Augen. «Das heisst: parat.» Zwischen meiner Nasenspitze und meinem Hinterkopf gaben sämtliche Synapsen ihren Dienst auf.

Und dann sagte ich es. «Parat? Oder desperate?» Daraufhin war sie ziemlich schnell weg.

Mein Verstand und ich brauchten noch etwa 20 Sekunden, um zu realisieren: Das war das Dümme, das ich seit Langem gesagt hatte.

Es ist das eine, Avancen abzulehnen. Nein zu sagen zu Anmachen, ist immer okay. Aber es ist was anderes, offen bekundetes Interesse als Verzweiflung abzuwerten. Frauen wird oft beigebracht, nicht direkt zu sein, erst recht nicht, wenn ihnen wer gefällt. Das macht es oft schwierig - und zwar allen Geschlechtern -, mit Frauen zu flirten, weil weibliches Begehren abgewertet wird: als schlampig, als schmutzig oder eben als verzweifelt. Desperate.

Das ist wirklich nur unfair. Die junge Frau fand das auch; den Rest des Abends hielt sie einen klaren Sicherheitsabstand zu mir. Ich wünschte, ich hätte es ihr gleich tun können. Ich war recht wütend auf mich selbst. Nicht, weil ich sie abgelehnt hatte - sondern weil ich gemein war. Why you gotta be so mean? Ich war überfordert! Und nervös! Und doof!

Während ich halbherzig weitertanzte, dachte ich an Situationen, in denen andere Menschen gemein zu mir waren. Wer weiss, vielleicht waren sie auch einfach bloss überfordert und nervös und doof? Vielleicht ist Gemeinsein manchmal nur das: ein Kurzschluss eines überforderten Verstands?

Irgendwann tanzte sie neben mir, bot mir einen Schluck von ihrem Bier an, alles war okay. Offenbar nahm sie mir den Fauxpas nicht krumm, im Gegensatz zu mir selbst. Wie desperate von mir.

Anna Rosenwasser, 1990 geboren und in Schaffhausen aufgewachsen, wohnt in Zürich. Sie arbeitet als Geschäftsführerin für die Lesbenorganisation Schweiz (LOS) und als freischaffende Journalistin.

Leaf Blow Ya Mind!



Warum nicht einfach mal einen Laubbläser für was anderes verwenden als für das Blasen von Laub? Zum Beispiel als Synchrospur einer Donald-Trump-Ansprache? Oder als Hochdruckreiniger von Nacktkatzen? Oder als Überprüfungsstool, ob eine Langhaarkatze nicht in

Wahrheit eine Kurzhaarkatze mit Extensions ist? Oder als illegales Winddoping bei Segelregatten? Oder als Notfallbackupplan bei Heissluftballons? Also wenn man keine Ahnung hat, wie Heissluftballons tatsächlich funktionieren. Oder vielleicht doch lieber als Buchseitenumblättherhilfe für Speedreader? Oder warum nicht als Weihnachtsbaumabschmücktool? Oder als Wüstenzurückdränger? Quasi als Sandbläser... Oder als Blockflötensatz bei einem Blockflötensensemblekonzert? Oder als Weihnachtsgeschenk für den 14-jährigen Neffen? Für die Töffliexperience ohne Töffli. Oder als Ersatzweihnachtsgeschenk, wenn dir deine Schwester strikt verboten hat, deiner 14-jährigen Nichte ein Drumset zu schenken? Oder dann doch eher als Löwenföhn? Oder als Überschüssiges-MakeUp-Puderentferner? Oder als Duftbaumduftverteiler? Oder als Lawinenauflösegerät? Und danach als Lawinensuchgerät... für Leute, die man nicht mag? Oder wenn gerade kein Schnee vorhanden ist als Minensuchgerät... für Leute, die man nicht mag? Oder warum nicht als Wecker für Teenager? Oder man könnte den Laubbläser auch als Hamstertunnel verwenden. Das wäre mega herzig! Oder als Hamsterweitfluggerät, wenn man vergessen hatte, dass man ihn vorher als Hamstertunnel verwendet hat. Oder warum nicht als Kapuzenpullikapuzenabziehgerät für Faule? Oder als Perückenfestsitzüberprüfungsgerät? Oder als Notfall-Milchschaumer? Oder als Fondue-schaumer? Denn Fondue ist doch eigentlich auch nur Milch, einfach halt später. Oder als Doityourself-Silvestertischbombe? Oder als einzig richtige Antwort bei einem Callcenteranruf? Oder als mobiler Frischluftzuführer während des Windelwechsels? Oder mein Lieblingsvorschlag: Als Möglichkeit, um stilles Mineralwasser laut zu machen?

Haben sie noch Ideen? Falls ja, schicken sie mir die doch unter info@janrutishauser.ch zu. Dann werde ich meinem Nachbarn eine möglichst umfangreiche Liste zukommen lassen, was er mit seinem Laubbläser alles machen könnte, anstatt ihn TÄGLICH um exakt acht Uhr MORGENS neben meinem Schlafzimmer in Betrieb zu nehmen!

Jan Rutishauser, 1987, ist Kabarettist, Kolumnist und Koach für Rechtschreibung und Comedy Writing.

Biblische Plage im Plastikbeutel

Die Natur bringt niemals Unnötiges und Überflüssiges hervor. Schon Aristoteles wusste es. Er wusste ausserdem, dass alles weiche Gewürm Fleisch fresse, aber auch Pflanzen. Weshalb also soll die selbsternannte Krone der Schöpfung nicht auch alles vertilgen, was Mutter Natur ihr auftischt? Gerade auch, seit die ökologische Sinnhaftigkeit des Wurmgenusses sich im globalen Fleischdiskurs niedergeschlagen hat und - zumindest unter gewissen Aspekten - wissenschaftlich belegt ist?

Tenebrio Molitor, den Mehlwurm, gibts für CHF 3.90 gefriergetrocknet und ungewürzt im 30-Gramm-Pack in der Asienabteilung des orangen Riesen im Bleichelisupermarkt. Nebst kleineren und weniger kleinen Heugümpfern. Biblische Plage im Plastikbeutel. Beherzt greife ich mir die Mehlwürmer und gehe zur Kasse, bevor ich es mir anders überlege. Die Verkäuferin trifft es unvorbereitet zwischen Basmati, Broccoli und Currypaste. Es schüttelt sie, als sie die Larven über den Scanner zieht. Sie entschuldigt sich, sie habe vergessen, dass diese grusigen Dinger im Sortiment seien.

Die Produktion eines Kilogramms Mehlwurmfleisch benötigt einen Liter Wasser, für ein Kilo Rindfleisch sind es 15'500 Liter. Die CO₂-Bilanz ist beim Mehlwurm etwa zehnmal besser als beim Rind. Aufs tierische Einzelschicksal runtergerechnet verursacht ein Kilo Mehlwurm hingegen ungleich viel mehr Leid als ein Kilo Rind. Ausserdem werden Würmer selten betäubt, sondern eingefroren. Nährwerttechnisch steht das Insekt dafür besser da: 518 Kalorien je 100 Gramm im Vergleich zu 121 Kalorien beim Wiederkäuer. Prognostiker sagen, dass Insekten bei der Welternährung eine wichtige Rolle einnehmen werden.

Mit mulmiger Neugierde rühre ich mein Curry an. Das Gemüse brodeln leicht im pikanten Süppchen. Die Würmer dazu gestreut, fangen sie an, sich zwischen den Blasen zu bewegen und zu winden. Roh schmeckt der Trockenwurm nussig bis heutig, als Snack durchaus denkbar. Aus dem Curry schmeckt man ihn kaum heraus, die Konsistenz erinnert an fasrigen Kohlrabi. Sicherlich funktioniert der zermalmte, nicht als solcher erkennbare Mehlwurm als Burger, Power-Riegel oder Frühstücksflocke besser. Dennoch: In meinen persönlichen Speiseplan schafft es das gewiss nicht gänzlich unnütze Gewürm vorläufig nicht. Dann doch lieber gleich vegetarisch. (hrt)

ID durch Grosskonzerne

In nicht allzu ferner Zukunft soll nach dem Willen des Bundes jede Schweizerin, jeder Schweizer über einen elektronischen Ausweis verfügen. Das soll Behördengänge oder solche zur Post sowie jeden Verkehr mit Amtsstellen oder Privaten abkürzen. Zum Reisen allerdings wird er sich nicht eignen, dafür wird man nach wie vor die traditionelle Identitätskarte (ID) oder einen Pass benötigen. Dieser Umstand allein könnte nahelegen, dass nicht nur der Umgang mit jeder Art von Bürokratie, sondern auch die Überwachung der Bürger vereinfacht werden soll.

Ausgegeben werden soll die neue E-ID aber nicht vom Bund selber, sondern von Privatfirmen, namentlich Konzernen wie der Zürich-Versicherung, den Grossbanken UBS oder Crédit Suisse, dazu Autovermietern wie Sixt oder der Swisscom. Die Bundesverwaltung sehe sich ausserstande, diese Aufgabe zu übernehmen, heisst es. Das wäre eine Bankrotterklärung, es sei denn, sie ist, was zu vermuten ist, lediglich vorgeschoben.

Die Ausstellung von Dokumenten (wie Pass, Personalausweis und Urkunden) ist eine hoheitliche Aufgabe, die bislang zu Recht allein der Staat übernehmen durfte. Nun soll die Privatisierung (die bislang ausser Teuerungen für den Konsumenten und Profite für Private nichts gebracht hat) auch auf den hoheitlichen Bereich des Staats ausgeweitet werden. Dass ausgerechnet Banken und Versicherungen zum Zug kommen sollen, ist logisch: Unsere Daten sind (nicht nur) für sie der Rohstoff der Zukunft, das Gold der Gegenwart, wertvoller beinahe als alle Rohstoffe zusammen.

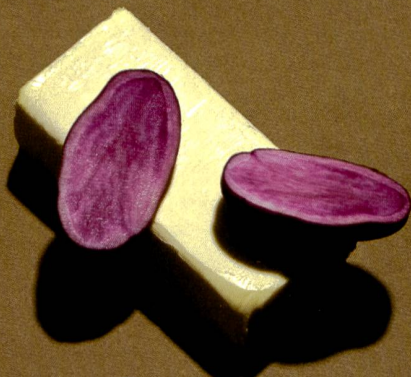
Der St.Galler FDP-Nationalrat Marcel Dobler, selbst IT-Unternehmer, hält die Bedenken gegen diese private Lösung für fake news. Na klar. Wir wollen nur eure Daten, liebe Bürgerinnen und Bürger, mit allem anderen kommen wir schon klar. Das glaubt man ihm gerne. Unterdessen aber haben verschiedene Bürgerkomitees mit der Unterschriftensammlung begonnen, um ein Referendum gegen die Privatisierung, den Transfer unserer Daten vom Staat zu Konzernen zu lancieren.

Die SP unterstützt das Referendum, auch wenn es nicht ganz oben auf ihrer Agenda steht, ebenso die Grünen, die allerdings für Wahlfreiheit zwischen einer staatlichen und einer privaten E-ID sind. Das ist wohl, trotz aller Radikalität in ökologischen Fragen, der Anfälligkeit der Grünen für neoliberale Politik - auch im Sozialbereich - geschuldet. Die nötigen 50'000 Unterschriften dürften kein Problem darstellen. Gemäss Umfragen sind 87 Prozent aller Bürgerinnen und Bürger gegen einen privaten elektronischen Identitätsausweis. (Jochen Kelter)

CORSO

Das Restaurant Corso serviert – in aussergewöhnlicher Atmosphäre – zeitgenössische Gerichte. Der Star unserer Küche ist das Produkt – sorgfältig ausgewählte, regionale Erzeugnisse, ergänzt durch eine erlesene Auswahl vorwiegend autochthoner Weine aus dem Alpenraum.

Eröffnung 3. Dezember!



Restaurant Corso
Brühlgasse 37
9000 St.Gallen
+41 71 511 32 36
restaurant-corso.ch
follow: @corsosg

Erfolg braucht Bilder

Jetzt
anmelden!

HF Fotografie
Dipl. Gestalter/in HF

Lehrgangsstart
Februar 2020

gbs
sg.ch

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung



Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen

KULTURKONSULAT ST.GALLEN

9.-13. DEZEMBER

WECKRUF UM 7 UHR



**STIMM
SAITEN**

MOMENT X MUSIK

Lorena Dorizzi **Cello**
Sonja Morgenegg **Stimme**
Marcello Wick **Stimme**
Marc Jenny **Kontrabass**

Stimmsaiten präsentiert den **WECKRUF!** Eine Woche lang gibt es **MomentXMusik** jeweils morgens um **7 Uhr** bei Kaffee, Orangensaft und Gipfeli. Während rund 40 Minuten offerieren wir Begegnung mit **Improvisation** und Eindeckung mit **Inspiration** – der ideale Start in den Tag.

Montag, 9. Dezember

Dienstag, 10. Dezember

Mittwoch, 11. Dezember

mit Noldi Alder (Stimme, Geige, Hackbrett)

Donnerstag, 12. Dezember

mit Lika Nüssli (Illustration)

Freitag, 13. Dezember

mit Paul Giger (Geige)

STIMMSAITEN.CH

Unterstützt durch: Kulturförderung Kanton St.Gallen, Stadt St.Gallen, Kulturförderung Appenzell Ausserrhoden, Thurgauer Kulturstiftung, Migros Kulturprozent, Arnold Billwiller Stiftung, Ostschweizer Stiftung für Musik und Theater

«Der Lohn ist ein grosses Thema»

Alexandra Akeret, die neue VPOD-Geschäftsführerin, über Lohngleichheit, Druck am Arbeitsplatz und die Spitaldebatte. Interview: Peter Surber, Bild: Tine Edel



Alexandra Akeret

Saiten: Gewerkschaften klagen zum Teil über Mitgliederschwund. Ist Gewerkschaftsarbeit noch aktuell?

Alexandra Akeret: Ja, sie hat total ihre Berechtigung. Ich bin seit August hier tätig und erschrecke über die grosse Zahl von Beratungen, zum Beispiel für Leute um die 60, denen gekündigt worden ist. Üble Geschichten - ich hätte mir nicht träumen lassen, was da abgeht in der Arbeitswelt.

Was geht da ab?

Vierorts geht es ganz klar ums Sparen. Und vielerorts kennen die Chefs das Arbeitsrecht nicht. Ich habe das gerade wieder bei einer aus unserer Sicht missbräuchlichen Kündigung erlebt - Chefs haben oft keine Ahnung, was die Rechte der Mitarbeitenden betrifft. Hilfe in Arbeitskonflikten ist ein grosser Teil unserer Arbeit. Und betroffen sind längst nicht nur ältere Personen.

Wen vertritt der VPOD?

Alle Berufe des Service public: im Gesundheitswesen, in der Bildung, im Sozialen. In den einzelnen Branchen sind wir unterschiedlich präsent. Bei den VBSG etwa gibt es eine starke Vertretung. Neben dem VPOD setzen sich diverse Berufsverbände ebenfalls für ihre Mitglieder ein - sie sind aber weniger politisch. Ein wichtiger Teil unserer Arbeit sind die Gespräche mit den Sozialpartnern.

Wo harzt es am meisten? Bei der Gleichstellung?

Aktuell stecken wir in den Lohnrunden. Die Löhne sind unter Druck durch die Sparprogramme der öffentlichen Hand. Die generelle Lohnerhöhung liegt zwischen Null und sehr wenig. Und individuelle Lohnerhöhungen sind nicht das, was wir wollen. Wir stehen ein für eine Lohnentwicklung für alle. Leistungslöhne und Boni erhöhen zudem den Druck am Arbeitsplatz, besser zu sein, effizienter zu sein, ja nicht krank zu werden etc.

Stichwort Lohngleichheit: Das war die grosse Forderung am Frauenstreik.

Gesamtschweizerisch versuchen wir, mit den Kitas stärker ins Gespräch zu kommen. Dort gibt es einen relativ akzeptablen Einstiegslohn, danach aber null Lohnentwicklung. Die Folge ist, dass dort kaum Männer und kaum ältere Frauen arbeiten. Der Lohn ist ein grosses Thema.

Eigentlich existiert ja Lohngleichheit...

Aber die typischen Frauenberufe sind immer noch tiefer entlohnt. Und was die Lohngleichheit unterläuft: Männer haben faktisch oft mehr Berufserfahrung, weil sie Karriere machten, während die Frauen die Kinder betreut haben. Da stimmt in unserer Gesellschaft vieles noch nicht.

Wie könnte man das ändern?

Mit Massnahmen, damit die Betreuungsarbeit gleichwertig aufgeteilt werden kann. Mein Traum ist, dass bei einem Einstellungsgespräch einer Frau ihre Kinderpläne kein Thema mehr sind - oder dann auch beim Mann thematisiert werden. Wie weit wir davon entfernt sind, zeigt die Diskussion um den Vaterschaftsurlaub.

Die grösste Ungleichheit herrscht weiterhin in den Führungspositionen.

Einer der Gründe ist sicher, dass Männer in dieser Hinsicht besser sozialisiert sind, dass sie sich mehr zutrauen, dass sie anders auftreten - und eben: nicht das «Kinderrisiko» als Hürde haben. In den Schulen ist da bereits viel passiert, dank Jobsharing. Die Vorteile sind klar, die Arbeit verteilt sich auf mehrere Schultern, man hat mehr Ansprechpersonen, bei Krankheit kann jemand einspringen.

Quoten?

Mittlerweile bin ich für Quoten. Früher war ich skeptisch, heute stelle ich fest: Ohne Quote geht nichts oder fast nichts vorwärts. Vielleicht muss man im Moment gerade in technischen Berufen noch mehr Aufwand betreiben, um eine Frau zu finden - aber das ist eine Frage der Zeit. Und hat wiederum viel mit Rollenbildern zu tun.

In einer VPOD-Umfrage zur Job-Zufriedenheit diesen Frühling gaben drei Viertel der Befragten an, die psychische Belastung habe in den letzten Jahren zugenommen. Und als ein Hauptgrund wurde der wachsende administrative Aufwand genannt. Was kann man tun dagegen?

Im VPOD wurde daraus die Forderung «Lasst uns unsere Arbeit machen» formuliert. Ich selber habe als Lehrerin das Anwachsen der Bürokratie miterlebt, ein dringendes Thema ist es auch bei den Pflegeberufen. Der Wunsch ist stark, wieder mehr zu pflegen und weniger Formulare ausfüllen zu müssen.

Wie stellt sich der VPOD zur Spitaldebatte?

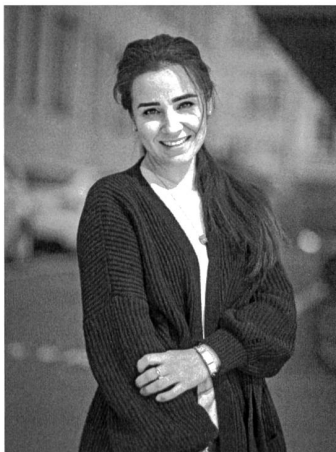
Eine Kampagne zu den Spitalschliessungen ist in Planung. Wir sind nicht gegen Anpassungen, aber wir wehren uns gegen den Kahlschlag. Wenn etwa in Wattwil das Spital geschlossen wird, ist das auch wirtschaftlich ein Einbruch für die ganze Region. Man kann diskutieren, ob es sinnvoll ist, überall das volle Angebot zu haben, aber es braucht sicher mehr als bloss eine Notfallversorgung. Wir wollen hören, was das Personal für richtig hält - die Bewegung soll von unten kommen.

Wie siehst du die Arbeitswelt der Zukunft?

Mein Wunsch wäre ein stärkeres Miteinander. Wenn es denn schon ein «Oben» und «Unten» geben muss, wäre wichtig: Dass die «oben» sich bewusst sind, was die «unten» leisten, und dass diese Leistung gesehen und auch honoriert wird.

Alexandra Akeret, 1973, leitet ab Dezember das Regionalsekretariat des VPOD (Verband des Personals öffentlicher Dienste) und ist Stadtparlamentarierin der SP.

Anderen helfen



«Jeder möchte die Welt verbessern und jeder könnte es auch, wenn er nur bei sich selber anfangen wollte.» - Karl Heinrich Waggerl

Menschlichkeit ist ein Thema, mit dem sich mehr Leute beschäftigen sollten - und nicht nur vor Weihnachten. Einige verkleiden sich nur als menschenfreundlich. Es gibt aber auch Menschen, die immer und wirklich hilfsbereit sind. Sie möchten immer irgendwie nützlich sein, mit einer Reise etwa zu Orten, wo die Menschen Hilfe brauchen, indem sie vor Ort helfen oder zum Beispiel Geld spenden. Manche machen das auch nur für das gute Gewissen.

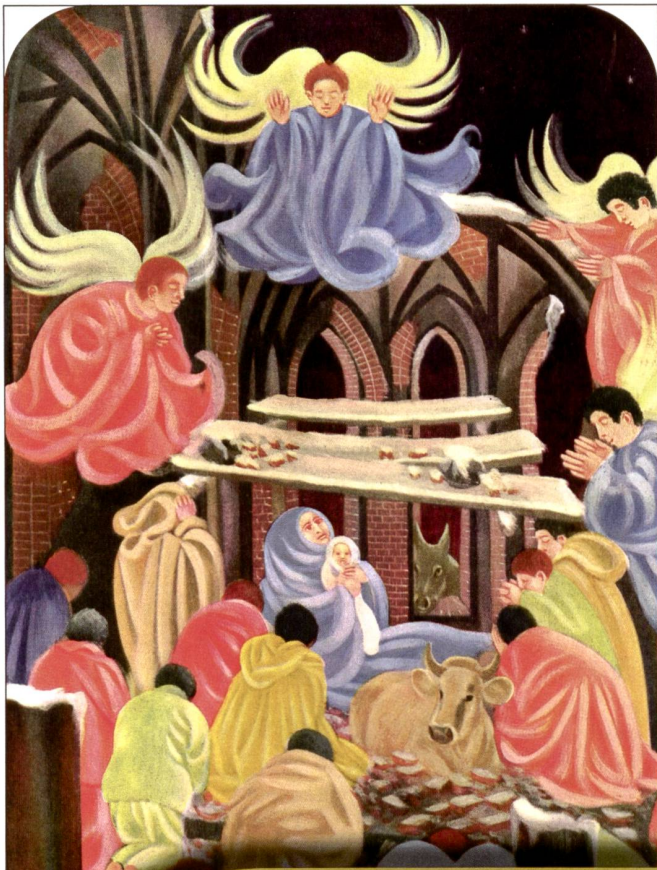
Wenn man Geld spendet, muss man auch darauf achten, ob es ein seriöses Hilfswerk ist. Viele sind seriös und engagiert. Leider gibt es aber auch Ausnahmen, und wer einmal schlechte Erfahrungen mit solchen gemacht hat, zweifelt, ob er oder sie wieder etwas spenden soll. Darum sollte man zuerst gut und ausführlich recherchieren, mit wem man es zu tun hat. Seriöse Hilfswerke können sich ausweisen und geben Unterlagen ab - und sie bitten selten um Barspenden.

Es gibt auch die Variante, eine bestimmte Person zu unterstützen. So kann man zum Beispiel ein Patenkind zur finanziellen Unterstützung auswählen. Hauptsache, man entscheidet sich für eine der vielen Varianten, weil alle von uns in dieser Situation sein könnten. Niemand ist dagegen immun.

Wenn man wenig Geld hat beziehungsweise finanziell ungenügend situiert ist, kann man auch mit Sachspenden helfen. Diese können die Hilfswerke für den dringendsten Bedarf gezielt einsetzen. So hilft man jenen Menschen, die auf der Flucht oder in einem Kriegsgebiet sind.

Ich wünsche mir, dass wir nicht nur Geld spenden, nicht nur Materielles, sondern auch ein wenig unserer Liebe. So können wir anderen helfen, wieder auf die Beine zu kommen, sich im Leben zu rechtzufinden. Die Welt wird nur besser, wenn wir aktiv nach einer positiven Veränderung streben.

Farida Ferecli, 1988, ist in Sumqayit in Aserbaidschan aufgewachsen und 2015 in die Schweiz gekommen. Sie hat Chemie und Ökologie studiert und lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Wittenbach.



Peter Roths WEIHNACHTS- ORATORIUM FRIEDE AUF ERDEN

Peter Roth Komposition, Leitung
Kathrin Signer Sopran **Margrit Hess** Alt
Jens Weber Tenor
Manfred Wetli Klarinette
Carla Romero Oboe **Emil Salzmänn** Fagott
Geschwister Küng
 Violine | Viola | Cello | Kontrabass | Hackbrett
Chorprojekt St.Gallen Gemischter Chor

ACHTUNG: So, 8. Dez. | 17 Uhr
 Die Premiere findet neu in GONTEN statt. Linsebühlkirche
 Für Oberegg gekaufte ST. GALLEN
 Karten sind in Gonten
 gültig. Weitere
 Infos: 077 525 95 74

Sa, 7. Dez. | 20 Uhr
 Katholische Kirche
 St. Verena
GONTEN AI

Sa, 14. Dez. | 20 Uhr
 Evangelische Kirche
TEUFEN AR

So, 15. Dez. | 17 Uhr
 Katholische Kirche
ALT ST. JOHANN

Vorverkauf: www.chorprojekt.ch/tickets

CAMBIARE ARTE

Kulturraum S4

28.11.19 – 22.12.19

ANNINA AETER
 HANNAH RASCHLE
 VALENTINA STEGER

KANTONSbibliothek
 VADIANA
 STEGALLEN

AUSSTELLUNGSSAAL Notkerstrasse 22 Kanton St.Gallen
 Kantonsbibliothek VADIANA 9000 St.Gallen Amt für Kultur

Perfekte Idee für ein Geschenk:

Ein Kurs- gutschein!

Öffentliche Kurse 2019/20
gbssg.ch

Jetzt
Gutscheine
kaufen!

Kanton St.Gallen
 Schule für Gestaltung

Gewerbliches Berufs- und
 Weiterbildungszentrum St.Gallen

Mit der CVP in die Kultursackgasse

Die Stadt St.Gallen hat ein neues Kulturkonzept. Es ist Mitte November im Stadtparlament diskutiert worden. Zu entscheiden gab es nichts. Aber die CVP drohte mit einem Kulturplafond.

Das Kulturkonzept 2020-2028 der Stadt St.Gallen sei «nicht revolutionär, aber solide» (GPK-Präsidentin Evelyne Angehrn), «nicht wahnsinnig mutig» (SP), aber eine «gute Grundlage» (FDP) mit «lohnenden Neuerungen» wie einem Haus für die freie Szene (Grüne): So zum Beispiel tönte es im St.Galler Waaghaus, es waren die einigermaßen realitätsnahen Voten.

Denn tatsächlich legt das Kulturkonzept die groben Linien und die Ziele der städtischen Kulturpolitik fest, definiert Handlungsfelder, verbessert die Kulturförderung in ein paar Details - aber verzichtet auf Visionen oder grosse Sprünge. SP-Parlamentarier Etrit Hasler vermisste denn auch die Unterstützung für neue Initiativen wie namentlich das Literaturhaus-Projekt, attestierte dem Konzept aber insgesamt «grossen Sachverstand».

Das sahen im St.Galler Waaghaus nicht alle so: Das Konzept enthalte «zu viele Handlungsoptionen» (GLP) und «zu wenig Schwerpunkte», es fehle die Kontrolle über den «wirtschaftlichen Impact» der geförderten Kultur (SVP), es drohe ein «sorgloser» Umgang mit dem Geld (CVP).

Die CVP ging dann in die Vollen: Sollte der Stadtrat zu freigebig mit den Kulturschaffenden sein, werde sie «auch Kleinstbeträge hinterfragen» und - wie im Kantonsrat - einen «Kulturplafond» ins Spiel bringen. Ein Haus für die freie Szene? Die 20'000 Franken für erste Abklärungen könne man sich sparen. Mehr Geld für das Figurentheater? Ohne uns. Und überhaupt: Kulturprojekte, die sich nicht selber finanzierten, müsse man «einstellen» statt «künstlich aufrechterhalten».

In ein ähnliches Horn blies die SVP: Sie vermisste «messbare Kriterien», forderte «Wirtschaftlichkeit» ein, beschwor die Gefahr von «zufälligen Entscheiden» bei der Förderung.

Nein, es ging nicht etwa um Millionenbeträge wie beim Leitungs- oder Strassenbau. Auch nicht um 380'000 Franken für einen Projektierungskredit zur Sanierung eines Parkhauses, die das Parlament gleichentags bewilligte. Oder um 120'000 Franken für die Projektierung einer «neuen Expo» der zehn grossen Schweizer Städte: Die hatte der Rat zuvor ohne grossen Widerstand gutgeheissen, samt dem Bekenntnis für eine Schweiz, die «nicht in Winterthur aufhört».

Es ging beim Kulturkonzept überhaupt nicht um konkrete Beträge - diese stehen erst Dezember auf der Traktandenliste, bei der Budgetdebatte. Es ging ganz offensichtlich um etwas anderes: um ein grundsätzliches Misstrauen, sobald von «Kultur» die Rede ist. Misstrauen in die Kulturschaffenden, denen die CVP pauschal eine «ausgeprägte Anspruchshaltung» unterstellt. Misstrauen in die Institutionen, deren bescheidene Subventionserhöhungen am Ende noch in die Löhne der dort Tätigen fliessen könnten. Misstrauen aber auch in die Verwaltung und die Kulturkommission, die «zufällig» oder «sorglos» Geld zum Fenster hinauswerfen könnten.

Es ist ein Misstrauen, das System hat, sobald die Rede von Kultur ist. Eine Abwehrhaltung, die man einer Handwerker-Offerte, einem juristischen Gutachten oder einem Bauprojekt nie entgegenbringen würde, weil dort ja, zumindest vermeintlich, «messbare» Kriterien existierten. Das Misstrauen besteht aus einer beklemmenden Mischung von sachlicher Unkenntnis, bürgerlicher Geringschätzung und dem Argwohn, Kultur sei das Privatvergnügen der Kulturschaffenden.

Das neue St.Galler Kulturkonzept behauptet sich als Förderinstrument einer «Kultur für alle» in einer Stadt, die sich nach den Worten von Stadtpräsident Thomas Scheitlin als innovativ und vielfältig versteht. Die CVP und die SVP hätten sie wohl lieber verstockt und vorgestrig. Damit die Schweiz dann tatsächlich in Winterthur aufhört. (Su.)

Dieser Beitrag erschien zuerst auf saiten.ch.
Mehr zum Kulturkonzept: saiten.ch/kulturkonzept-schritte-statt-spruenge/

Ein Pinguin für die Kultur

Die Internetseite von Swisslos erklärt die Kulturfinanzierung kurz und verständlich:

«Swisslos generierte 2018 mit Lottos, Losen und Sportwetten 372 Millionen Franken für gemeinnützige Zwecke. Die kantonalen Fonds unterstützen damit rund 17 000 Projekte und Institutionen aus den Bereichen Kultur, Sport, Umwelt und Soziales.»

Doch woher stammt dieses Geld? Eine Million trägt der Bereich Sportwetten bei. Das gute, altmodische Lotto bringt 265 Millionen. Und die neue, bunte Welt der Lose spielte 106 Millionen ein.

Lose versüssen dem Aussendienstmitarbeiter die Znünpause. Lose erhöhen den Puls auf der Fahrt vom Laden nach Hause. Lose verwandeln den Kassenbereich der Detailhändler in farbenfröhliche Wartezone. Und Lose finanzieren das Konzert im Toggenburg, ein Buchprojekt in Zürich und die Ausstellung im Thurgau.

Die Vielfalt der Lose ist riesig. Eine schrille Kartonwelt voller Zahlen, Symbole, Farben und Rubbelfelder.

Mit dem Rubbellos «Lucky Lines» kann man auf Entdeckungsreise gehen. Und Symbole jagen. Für 8 Franken. Patentier ist der Pinguin. Die Auszahlungsquote beträgt 58.58 Prozent.

Das Rubbellos «Tribolo» eignet sich für Anfänger. Man muss nur ein Feld vom grauen Schleier befreien. Es kostet 2 Franken. Patentier ist die Erdbeere. Die Auszahlungsquote beträgt 51.78 Prozent.

Das Rubbellos «Helvetica» bietet eine spannende Reise durch die Schweiz. «Die typischen Schweizerischen Looks verleihen dabei immer ein heimeliges Gefühl kombiniert mit ganz viel Spielspass!», sagt die Werbung. Es kostet 6 Franken. Patentier ist die Kuh. Die Auszahlungsquote beträgt 56.47 Prozent. (Bernhard Thöny)